

Der Tote in der Kapelle

Der zweite Fall des Lowwerhannes, Burg Bilstein, anno 1359



1. Ein Fremder kommt nach Bilstein



Es war ein kühler Frühlingsmorgen, als der Kaufmann Konrad Lindener aus Köln mit einem schwer beladenen Karren den steilen Weg nach Bilstein hinaufkeuchte – nicht bis zur Burg, versteht sich, dafür war sein Karren viel zu unfein und sein Geldbeutel, wie sich später herausstellen sollte, viel zu unehrlich gefüllt, sondern nur bis zum Dorf, wo er im Gasthaus des Thankmar Quartier nahm.

Man kannte ihn im Sauerland, wenn auch nicht mit besonderer Zuneigung. Konrad Lindener handelte mit Tuchen, mit Gewürzen, mit allem, was sich zwischen Köln und dem Sauerland gewinnbringend hin- und herschieben ließ – und, wie man sich hinter vorgehaltener Hand erzählte, auch mit Geld selbst, zu Zinsen, die die Kirche eigentlich verboten hatte, die aber, geschickt als "Handelsgebühren" verkleidet, an so manchem verzweifelten Bauern und Handwerker vorbeigeschleust wurden, wenn eine Ernte verdarb oder eine Werkstatt abbrannte.

Johann von Bilstein, den man im Dorf nach wie vor liebevoll-spöttisch den "Lowwerhannes" nannte, erfuhr von der Ankunft des Fremden erst am folgenden Tag, als er mit Sherlock seinen gewohnten Morgenspaziergang zum Dorf hinunter machte – offiziell, um "nach dem Wohl seiner Untertanen zu sehen", inoffiziell, weil er es liebte, dem Marktgeschehen zu lauschen, wo die interessantesten Geschichten Westfalens ausgetauscht wurden, meist bei Bier und ohne dass die Sprechenden bemerkten, dass der komische Alte mit der Halskrause jedes Wort in sich aufzog wie ein trockener Schwamm.

"Ein Fremder im Gasthaus", berichtete ihm der Schmied Hilbrand, ohne von seinem Amboss aufzublicken. "Kaufmann. Lindener heißt er. Kommt aus Köln." Er spuckte auf den Boden, was, wie Johann bemerkte, für einen Mann, der sonst für seine Höflichkeit bekannt war, ein bemerkenswert deutliches Urteil darstellte.

"Ihr scheint ihn nicht sonderlich zu mögen", bemerkte Johann beiläufig.

"Mögen?" Hilbrand lachte bitter auf. "Der Mann hat vor fünfzehn Jahren meinem Vater eine Rechnung präsentiert, die kein ehrlicher Mensch je hätte bezahlen können.

Zinsen auf Zinsen, bis aus einem geliehenen Gulden ein Schuldberg wurde, der die halbe Schmiede verschlang. Aber das ist lange her. Ich rede nicht mehr darüber." Damit schlug er mit solcher Wucht auf das glühende Eisen, dass Sherlock erschrocken einen Satz zurücksprang.

"Interessant", dachte Johann, sagte aber nichts. Er hatte gelernt, dass ein Mann, der behauptet, über etwas nicht mehr zu reden, meist an nichts anderes denkt.

II. Kaufmann Konrad Lindener und seine Geschäfte



Am Markttag, zwei Tage später, hatte Johann Gelegenheit, den Fremden selbst zu beobachten, unauffällig, wie er es sich zur Gewohnheit gemacht hatte: in einfacher Kleidung, ohne die auffällige Halskrause, die er für solche Ausflüge stets zu Hause ließ, obwohl er zugeben musste, dass ihm ohne sie irgendetwas fehlte, so wie einem Ritter ohne Schwert.

Konrad Lindener war ein feister Mann mit einem Lächeln, das genau eine Spur zu breit war, um ehrlich zu wirken, und Fingern, die ständig in Bewegung waren, als zählten sie im Geiste bereits den nächsten Gewinn. Er ging von Stand zu Stand, prüfte Tuche, feilschte um Preise, und überall, wo er hinkam, verstummten die Gespräche kurz, bevor sie sich, betont beiläufig, einem anderen Thema zuwandten.

Am Stand des Bauern Eberwin blieb er besonders lange stehen. Eberwin, ein hagerer Mann mit müden Augen, verkaufte Eier und etwas Gemüse, kaum genug, um eine Familie zu ernähren, geschweige denn, um – wie Johann von der Marktfrau nebenan erfuhr – eine Schuld an einen Kölner Kaufmann abzutragen, die vor drei Jahren durch einen fehlgeschlagenen Ernteausschlag entstanden war und die, trotz aller Zahlungen, durch Linderers großzügig aufgeschlagene Zinsen einfach nicht kleiner werden wollte.

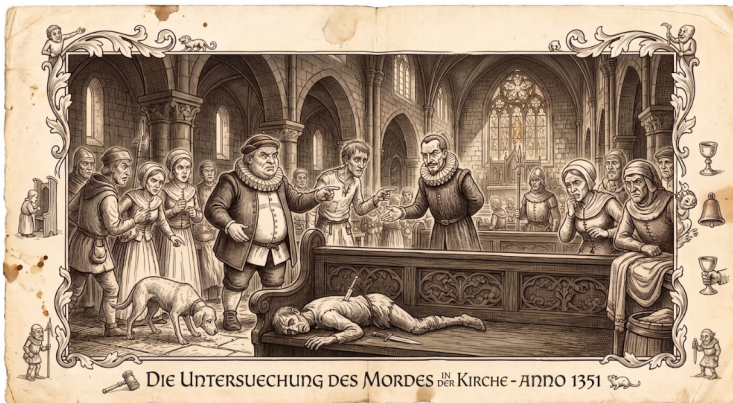
"Nun, Eberwin", sagte Lindener mit jenem breiten Lächeln, "wie steht es um die nächste Rate? Ich hoffe doch, Ihr enttäuscht mich nicht wieder."

"Ihr werdet Euer Geld bekommen", presste Eberwin hervor, die Fäuste so fest geballt, dass die Knöchel weiß hervortraten. "Wie immer."

"Das will ich hoffen", sagte Lindener, klopfte dem Bauern auf die Schulter, als seien sie die besten Freunde, und schlenderte weiter – geradewegs zum Gasthaus des Thankmar, wo, wie Johann später erfuhr, eine ganz eigene Geschichte schwelte: Thankmars Frau Gerburg hatte, wie das halbe Dorf wusste und Thankmar mit finsternem Schweigen ignorierte, vor Jahren eine kurze, aber folgenreiche Bekanntschaft mit dem Kaufmann gemacht, als dieser das letzte Mal für längere Zeit in Bilstein Station gemacht hatte – eine Bekanntschaft, die manche Leute für den wahren Grund hielten, warum der jüngste Sohn des Wirtes so gar nicht nach seinem Vater geriet.

"Er sammelt Feinde wie andere Männer Schulden", murmelte Johann zu Sherlock, während sie den Markt verließen. Sherlock, der die ganze Zeit über den Kaufmann mit gesträubtem Nackenfell beäugt hatte, gab einen leisen, missbilligenden Laut von sich, der eindeutig sagte: "Diesem Mann traue ich nicht über den Weg, Herr. Und ich traue den meisten Menschen zumindest so weit, wie ich sie riechen kann.*"

III. Der Tote in der Kapelle



Drei Tage später, am Morgen nach dem Sonntagsgottesdienst, den Konrad Lindener, wie es sich für einen frommen Kaufmann gehörte, in der Dorfkirche besucht hatte, machte sich der Kaufmann noch auf den Weg zur kleinen Kapelle im Kapellenturm der Burg – angeblich, um dem Herrn von Bilstein persönlich seine Aufwartung zu machen und, wie Johann vermutete, um ihm ein besonders "günstiges Geschäft" schmackhaft zu machen, das die Bilsteinschen Kassen füllen sollte, während es Lindener selbst weit mehr einbrachte.

Er kam nie an.

Es war der junge Messdiener Reinald, der ihn fand, reglos auf einer der Bänke der Kapelle zusammengesunken, ein schmales Messer noch im Rücken steckend, das Gesicht zur Seite geneigt, als habe er im letzten Moment noch nach der Tür blicken wollen. Reinalds Schrei war fast noch lauter als der der Magd im vergangenen Herbst, und binnen weniger Minuten war die halbe Burgbesatzung in der Kapelle versammelt.

Johann, der gerade sein Frühstück beendet hatte, kam mit Sherlock im Schlepptau die Treppen des Kapellenturms hinaufgeeilt, so schnell es ihm seine Würde und seine Halskrause erlaubten – was, ehrlich gesagt, nicht sehr schnell war, weshalb er die letzten Stufen mit einer Behändigkeit nahm, die man ihm später im Dorf noch wochenlang nacherzählte, meist mit deutlich übertriebenen Ausschmückungen.

"Ermordet", stellte er fest, nachdem er sich, wie gewohnt hinkniend, über den Toten gebeugt hatte. Das Messer war ein einfaches, unauffälliges Küchenmesser, wie es in jedem zweiten Haushalt des Dorfes zu finden war – was die Sache, wie Johann seufzend feststellte, nicht gerade einfacher machte.

"Wer auch immer das getan hat", sagte er zu Sherlock, der bereits eifrig um die Bankreihen schnüffelte, "kannte die Kapelle gut genug, um zu wissen, dass hier um diese Zeit selten jemand vorbeikommt. Und er – oder sie – muss gewusst haben, dass Lindener genau diesen Weg nehmen würde."

Pater Ambrosius, der greise Kaplan der Burg, stand blass in der Tür, die Hände fest um sein Kreuz gekrallt. "Ich habe die Kapelle vor der Frühmesse verlassen", stammelte er. "Ich wollte noch einen Krug Wasser holen. Als ich zurückkam, war Reinald schon... schon..." Er konnte den Satz nicht beenden.

"Wie lange wart Ihr fort?", fragte Johann sanft.

"Nicht lange. Vielleicht... eine viertel Stunde? Ich bin nicht mehr der Jüngste, Herr, und der Weg zum Brunnen ist weit."

Johann nickte und wandte sich ab, während sein Blick durch die Kapelle wanderte – die schmalen Fenster, die schwere Tür, die kleine Sakristei im hinteren Teil. Genug Zeit, dachte er, für jemanden, der wusste, wohin Lindener gehen würde, und der bereit war zu warten.

IV. Der Ermittler kehrt zu seinem Handwerk zurück

Man hatte sich mittlerweile im Dorf und auf der Burg herumgesprochen, dass es der Lowwerhannes gewesen war, der im vergangenen Herbst den Mörder des eigenen Neffen überführt hatte – was, entgegen Johanns Hoffnung, keineswegs dazu geführt

hatte, dass man ihn nun ernster nahm, sondern eher dazu, dass man ihn für noch schrulliger hielt: ein Adeliger, der sich mit Mordfällen abgab wie andere Männer mit der Jagd, das war schon eine Marotte, über die man sich trefflich das Maul zerreißen konnte.

Johann selbst war das nur recht. Solange man ihn belächelte, ließ man ihn in Ruhe seine Fragen stellen.

"Vier Menschen im Dorf hatten Grund, diesen Mann zu hassen", sagte er zu Sherlock, während sie am Nachmittag durch die engen Gassen Bilsteins schritten. "Der Schmied, dessen Vater er in den Ruin trieb. Der Bauer, den er noch immer aussaugt. Der Wirt, dessen Frau... nun, dessen Ehre er beschädigt hat, wenn man den Gerüchten glauben mag. Und wer weiß, wie viele andere, von denen wir noch nichts wissen."

Sherlock schnaubte zustimmend und schnüffelte an einem Pfostenloch, das offenbar von größerem Interesse war als Johanns Aufzählung.

"Das Problem, mein Freund", fuhr Johann fort, "ist nicht, einen Verdächtigen zu finden. Das Problem ist, dass es zu viele gibt."

V. Verhöre: Der Wirt und sein Zorn

Johann begann, wie es sich gehörte, im Gasthaus – nicht zuletzt, weil ein Krug Bier die Zunge lockerte und die Wahrheit oft in den Kellern der Gasthäuser lag, wortwörtlich wie sprichwörtlich.

Thankmar, ein breitschultriger Mann mit einem Gesicht wie ein zugeschlagenes Buch, wischte gerade die Theke, als Johann eintrat, und wurde bei seinem Anblick sichtlich noch verschlossener, als er ohnehin schon war.

"Herr von Bilstein", begrüßte er knapp. "Was führt Euch zu mir?"

"Ein toter Kaufmann", sagte Johann ohne Umschweife und setzte sich, "der bei Euch Quartier genommen hatte und der, wie man munkelt, vor Jahren eine gewisse... Nähe zu Eurer Frau pflegte."

Thankmars Wischbewegungen stockten. "Wer sagt das?"

"Das halbe Dorf, wenn ich den Blicken der Marktfrauen glauben darf. Ich frage nicht aus Bosheit, Thankmar, sondern weil ein Mann mit Grund zum Zorn gestern Nacht Gelegenheit gehabt haben könnte, diesem Zorn Ausdruck zu verleihen."

Der Wirt schwieg lange, dann stellte er den Lappen beiseite und stützte sich schwer auf die Theke. "Ja", sagte er schließlich. "Ich hasse diesen Mann. Habe ihn gehasst, seit ich vor zwölf Jahren begriffen habe, warum mein jüngster Sohn blaue statt braune Augen hat. Aber ich habe ihn nicht getötet, Herr. Ich habe ihn gestern Abend be-

dient, ihm sein Bier gebracht, und ihm dabei jedes Mal ins Gesicht gelächelt, während ich mir vorstellte, wie ich ihm das Bier über den Kopf schützte. Aber gelächelt und geträumt ist nicht gemordet."

"Wo wart Ihr heute Morgen, zur Zeit der Frühmesse?"

"Hier. Im Gasthaus. Habe die Fässer für den Tag gerichtet, mein Knecht Ortwin kann es bezeugen, er half mir dabei."

Johann nickte, notierte sich den Namen des Knechts im Geiste und erhob sich. An der Tür wandte er sich noch einmal um. "Eine letzte Frage, Thankmar. Wusste Linder, dass Ihr von seiner... Nähe zu Eurer Frau wusstet?"

Thankmar zögerte. "Nein", sagte er dann leise. "Das habe ich ihm nie zu erkennen gegeben. Ein Wirt, der seinen besten zahlenden Gast vergrault, ruiniert sich selbst, Herr. Das ist eine bittere Wahrheit, aber eine wahre."

"Ein Mann, der seinen Hass zwölf Jahre lang verbirgt*, dachte Johann, als er das Gasthaus verließ, *ist entweder von bemerkenswerter Selbstbeherrschung – oder von bemerkenswerter Geduld, die irgendwann reißen kann.*

VI. Verhöre: Der Schmied und die alte Rechnung



Hilbrand, der Schmied, empfing Johann mit einer Kälte, die selbst die Hitze seiner Esse nicht zu vertreiben schien.

"Ich weiß, warum Ihr hier seid", sagte er, bevor Johann auch nur ein Wort hatte sagen können. "Ich habe ihn gehasst. Jeder im Dorf weiß das. Also fragt, was Ihr fragen wollt, und lasst uns das hinter uns bringen."

"Wo wart Ihr heute Morgen, zur Zeit der Frühmesse?"

"Hier, in der Schmiede. Allein. Ich gehe nicht zur Frühmesse, Herr, das habe ich seit

dem Tod meines Vaters nicht mehr getan. Ein Gott, der solche Männer wie Lindener gewähren lässt, wird mich in seinem Haus nicht vermissen."

"Ihr habt also kein Alibi."

"Nein", sagte Hilbrand offen. "Aber ich habe auch keine Leiche mit meinem Namen darauf. Wenn ich diesen Mann hätte töten wollen, Herr, hätte ich es vor fünfzehn Jahren getan, mit meinen eigenen Händen, nicht mit einem Küchenmesser im Rücken wie ein Feigling."

Es war eine bemerkenswert offene Aussage für einen Mann ohne Alibi, dachte Johann – entweder die Aussage eines Unschuldigen, der nichts zu verbergen hatte, oder die eines sehr klugen Schuldigen, der genau wusste, dass übertriebenes Leugnen mehr Verdacht weckte als ehrliche Wut.

Sherlock, der während des ganzen Gesprächs unter dem Amboss gelegen hatte, erhob sich plötzlich und schnüffelte interessiert an einer Truhe in der Ecke der Schmie-
de. Johann folgte seinem Blick, öffnete die Truhe – und fand darin nichts als altes Werkzeug, ein zerschlissenes Tuch und, zu unterst, ein vergilbtes Dokument: die alte Schuldurkunde von Hilbrands Vater, sorgfältig aufbewahrt wie eine Reliquie des eigenen Zorns.

"Ihr habt sie all die Jahre aufgehoben", sagte Johann leise.

"Damit ich nie vergesse", erwiderte Hilbrand, "wozu Männer wie er fähig sind. Aber Erinnerung ist kein Mord, Herr von Bilstein. Nur weil ich meinen Hass nähre, heißt das nicht, dass ich ihn zur Tat werden lasse."

VII. Verhöre: Der Bauer und seine Verzweiflung

Bauer Eberwin war ein anderer Fall. Wo Hilbrand mit trotziger Offenheit reagiert hatte, zitterte Eberwin, als Johann seinen kleinen Hof betrat, so sehr, dass er kaum den Krug Milch halten konnte, den er Johann aus Höflichkeit anbot.

"Ich weiß, was Ihr denkt", stammelte er. "Ich hatte Grund. Jeder im Dorf weiß, wie sehr mich dieser Mann ausgesaugt hat. Aber ich schwöre bei allen Heiligen, Herr, ich war es nicht."

"Wo wart Ihr heute Morgen?"

"Hier. Auf dem Feld. Meine Frau kann es bezeugen, und mein Ältester auch, wir haben zusammen den Acker gepflügt, seit dem ersten Licht."

Johann nickte, doch etwas an Eberwins Nervosität ließ ihn nicht los. "Ihr scheint mehr Angst zu haben als Trauer zu empfinden, Eberwin. Gibt es etwas, das Ihr mir nicht sagt?"

Der Bauer wich seinem Blick aus, rang sichtlich mit sich, dann brach es aus ihm heraus. "Meine Schuld, Herr. Mit Lindener tot – wer weiß, an wen seine Forderungen jetzt übergehen? Vielleicht an jemanden, der noch härter eintreibt als er. Ich habe Angst, dass sein Tod meine Familie nicht rettet, sondern in noch größeres Unglück stürzt."

Es war, dachte Johann, eine Angst, die eher gegen ein Mordmotiv sprach als dafür – ein Mann, der so sehr um die Zukunft seiner Schulden fürchtete, hatte womöglich mehr Interesse daran, dass Lindener lebte und man mit ihm verhandeln konnte, als dass er tot war und seine Forderungen in unbekannte, vielleicht grausamere Hände fielen.

Dennoch, während Johann den Hof verließ, blieb ein Gedanke hängen: Eberwins Ältester, ein stiller junger Mann von vielleicht siebzehn Jahren, hatte während des ganzen Gesprächs kein einziges Wort gesagt, sondern nur mit finsterner Miene am Zaun gelehnt und zugehört, die Fäuste in den Taschen vergraben.

Auch die Söhne verzweifelter Väter, notierte sich Johann im Geiste, *können Gründe zum Zorn haben, die ihre Väter nicht einmal ahnen.*

VIII. Ein Besuch im Kerker



der Besuch im Gefängnis!

Am Abend, nachdem er drei Verdächtige befragt und drei mögliche Alibis erhalten hatte, von denen keines wasserdicht und keines widerlegt war, entschloss sich Johann zu einem Schritt, den er sich noch vor wenigen Monaten nicht hätte vorstellen können: Er stieg hinab in den Burgverlies, um Notar Gerlach einen Besuch abzustatten.

Der einstige Verwalter der Bilsteinschen Güter, mittlerweile hager und bleich vom Kerkerdasein, blickte überrascht auf, als Johann mit einer Fackel und, wie stets, Sherlock an seiner Seite die Zellentür erreichte.

"Herr von Bilstein", sagte Gerlach mit einem trockenen Lächeln, das seine Lage keineswegs widerspiegelte. "Welch unerwartete Ehre. Kommt Ihr, um Euch an meinem Elend zu weiden, oder gibt es einen praktischeren Grund?"

"Konrad Lindener", sagte Johann ohne Umschweife. "Kaufmann aus Köln. Tot aufgefunden in der Kapelle, ein Messer im Rücken. Ich erinnere mich, dass Ihr in Euren... geschäftlichen Verstrickungen weitreichende Verbindungen pflegtet. Kanntet Ihr ihn?"

Gerlachs Miene verdüsterte sich merklich. "Lindener", wiederholte er langsam. "O ja, ich kannte ihn. Wir haben zusammengearbeitet, vor Jahren, bei... nun, bei Geschäften, die das Licht des Tages nicht sonderlich gut vertragen hätten. Er war kein ehrlicher Mann, Herr von Bilstein, aber das wisst Ihr wahrscheinlich schon selbst herausgefunden. Was Ihr vielleicht nicht wisst: Er hat nicht nur hier im Sauerland Familien ruiniert. Es gibt Dörfer bei Siegen, bei Attendorn, sogar bei Köln selbst, wo sein Name mit Flüchen bedacht wird."

"Warum erzählt Ihr mir das freiwillig?"

Gerlach lachte leise, ein Geräusch, das in der kalten Zelle seltsam hohl klang. "Weil ich hier unten, mit reichlich Zeit zum Nachdenken, zu der Einsicht gelangt bin, dass es mich nichts mehr kostet, ehrlich zu sein, und weil ich, ehrlich gesagt, ein wenig Genugtuung darin finde, dass ein Mann wie Lindener nicht besser geendet hat als ich. Vielleicht sogar schlechter."

"Habt Ihr einen bestimmten Namen im Sinn? Jemanden, der aus seiner Vergangenheit stammt und sich, sagen wir, neu erfunden haben könnte?"

Gerlach dachte lange nach, die Stirn in Falten gelegt. "Es gab eine Geschichte", sagte er schließlich, "von einem Müller aus der Gegend von Attendorn, dessen Vater sich das Leben nahm, nachdem Lindener ihn wegen einer angeblichen Schuld vor Gericht gezerrt und um Hof und Ehre gebracht hatte. Der Sohn verschwand danach spurlos aus der Gegend. Das war... vor etwa zehn Jahren, wenn ich mich recht erinnere. Ich weiß nicht, wo er hingegangen ist. Aber wenn Ihr mich fragt, Herr von Bilstein: Ein Mann, der seinen Vater auf diese Weise verliert, vergisst den Namen des Verantwortlichen nicht so leicht."

Johann verließ den Kerker mit einem neuen Gedanken, der sich in ihm festsetzte wie ein Splitter: Wie viele Neuankömmlinge hatte es in den letzten zehn Jahren in Bilstein und den umliegenden Dörfern gegeben? Und wie gut kannte man die wahre Herkunft eines jeden von ihnen wirklich?

IX. Sherlocks neue Spur

In den folgenden Tagen widmete sich Johann, unterstützt von Sherlocks unermüdl-

cher Nase, der mühsamen Aufgabe, die Vergangenheit jener Dorfbewohner zu durchleuchten, die in den letzten zehn Jahren nach Bilstein gekommen waren – eine Aufgabe, die sich als überraschend fruchtbar erwies, sobald er begriff, wo er suchen musste: nicht bei den alteingesessenen Familien, sondern bei jenen, die sich, wie es in einem Dorf wie Bilstein nicht selten vorkam, unauffällig eingefügt hatten, ohne dass jemand genauer nach ihrer Herkunft fragte.

Der Müller Volkmar, der die Mühle am Bach seit gut neun Jahren betrieb, war ein solcher Mann. Ruhig, fleißig, von allen geschätzt – und, wie Johann bei einem beiläufigen Gespräch mit der alten Müllerswitwe erfuhr, die vor Volkmars Ankunft die Mühle geführt hatte, ein Mann, der "aus dem Süden" gekommen war, "von irgendwo bei Attendorn", und der die Mühle mit einer Summe Geldes gekauft hatte, deren Herkunft niemand genauer hinterfragt hatte, da ein zahlungskräftiger neuer Müller in jenen Jahren eine willkommene Erleichterung für das ganze Dorf gewesen war.

Sherlock, der Johann bei einem unauffälligen Besuch an der Mühle begleitete, verhielt sich auffällig unruhig, sobald sie sich dem Gebäude näherten – schnüffelte an der Türschwelle, knurrte leise, und wich schließlich mit gesträubtem Fell einige Schritte zurück, als aus dem Inneren der Mühle Volkmars Stimme erklang, der einen Gehilfen zurechtwies.

"Was ist mit dir?", murmelte Johann seinem Hund zu, doch Sherlock ließ sich nicht beruhigen, sondern setzte sich mit gespitzten Ohren und wachsamem Blick genau auf die Stelle, von der aus man die Mühle am besten im Auge behalten konnte.

Am selben Abend, als Johann sich unter einem Vorwand – er wolle, so behauptete er, über eine mögliche Mehsteuer für das kommende Jahr sprechen – erneut zur Mühle begab, entdeckte er, halb verborgen unter einem losen Dielenbrett im Vorraum, während Volkmar kurz nach Werkzeug im Keller suchte, ein kleines Bündel: ein vergilbtes Schriftstück, halb verbrannt an den Rändern, als habe jemand einst versucht, es zu vernichten, es dann aber doch nicht übers Herz gebracht. Johann, der genug Zeit als heimlicher Ermittler mitgebracht hatte, um zu wissen, wann eine Gelegenheit sich nicht zweimal bot, entzifferte im schwachen Licht so viel, wie er konnte, bevor er das Dokument rasch wieder verbarg: eine Gerichtsurkunde aus der Gegend von Attendorn, mehr als zehn Jahre alt, mit dem Namen eines gewissen "Volkmar Reinhusen" – und, unübersehbar, dem Namen des Klägers, der die Schuldforderung gegen den Vater dieses Volkmar Reinhusen erhoben hatte: Konrad Lindener.

X. Der Müller mit der zweiten Vergangenheit



Johann verbrachte die Nacht mit wenig Schlaf, das Bild der Urkunde vor Augen, während Sherlock unruhig zu seinen Füßen hin und her wanderte, als spüre auch er, dass sich das Netz um jemanden zusammenzog.

Am nächsten Morgen kehrte Johann zur Mühle zurück, diesmal ohne Vorwand, und fand Volkmar am Mühlrad, wo er mit ruhigen, geübten Handgriffen einen Riemen prüfte.

"Volkmar Reinhusen", sagte Johann, ohne Umschweife, und beobachtete, wie der Müller bei diesem Namen erstarrte, als habe man ihn mit kaltem Wasser übergossen.

Der Müller richtete sich langsam auf, das Gesicht plötzlich um Jahre gealtert. "Diesen Namen habe ich seit zehn Jahren nicht mehr gehört", sagte er leise.

"Er stand auf einer Gerichtsurkunde in Eurem Vorraum. Eine Schulforderung, erhoben von einem gewissen Konrad Lindener gegen Euren Vater."

Volkmar schwieg lange, den Blick auf das langsam drehende Mühlrad gerichtet, als suche er dort nach Worten. "Mein Vater war ein ehrlicher Mann", sagte er schließlich. "Ein Müller, wie ich, in einem Dorf bei Attendorn. Als eine schlechte Ernte kam und er einen kleinen Kredit brauchte, um über den Winter zu kommen, war es Lindener, der ihm das Geld lieh – zu Bedingungen, die mein Vater in seiner Verzweiflung nicht recht verstand. Innerhalb von zwei Jahren hatte sich die Schuld verdreifacht. Lindener zerrte ihn vor Gericht, gewann, wie er es immer gewann, mit gekauften Zeugen und geschickten Winkelzügen, und nahm meinem Vater die Mühle, das Haus, alles. Mein Vater ging noch in derselben Nacht zum Fluss und kam nicht wieder zurück."

"Und Ihr seid geflohen", sagte Johann leise. "Habt Euch einen neuen Namen gegeben, einen neuen Ort gesucht, weit genug entfernt, dass niemand die Verbindung zog."

"Ich habe mir mit dem wenigen Geld, das mir blieb, ein neues Leben aufgebaut", sagte

Volkmar, und zum ersten Mal klang in seiner Stimme etwas wie Trotz. "Neun Jahre lang, Herr von Bilstein, habe ich hier ehrlich gearbeitet, mich in dieses Dorf eingefügt, Freunde gefunden, ein Leben, das mir niemand mehr nehmen konnte. Und dann, vor zwei Wochen, kommt ausgerechnet dieser Mann in dieses Dorf, mein Dorf, und lächelt jedem ins Gesicht, als hätte er nie einen Menschen in den Tod getrieben."

"Habt Ihr ihn erkannt?"

"Sofort. Er mich nicht – warum auch, ich war ein Kind, als er meinen Vater ruinierte, ein Gesicht unter vielen, die er ruiniert hat. Aber ich erkannte ihn, an seinem Lächeln, an der Art, wie er die Finger bewegte, wenn er über Geld sprach. Ich habe zwei Wochen lang nicht geschlafen, Herr, habe jeden Abend überlegt, ob ich zu Euch kommen und ihm die Wahrheit über meine Herkunft offenbaren sollte, damit Ihr ihn vielleicht des Dorfes verweist. Aber ich fürchtete, dass es dann ans Licht käme, wer ich wirklich bin, und dass ich alles verlieren würde, was ich mir aufgebaut hatte."

"Und am Sonntagmorgen", sagte Johann, "seid Ihr ihm in der Kapelle begegnet."

Volkmar nickte langsam, die Augen feucht. "Ich wollte ihn nur zur Rede stellen. Das schwöre ich, Herr. Ich wollte, dass er wenigstens einmal in seinem Leben hört, was er einem Menschen angetan hat. Aber als ich ihn dort sitzen sah, so ruhig, so selbstzufrieden, als sei die Welt ihm nichts als ein weiterer Handel, den es zu seinen Gunsten zu wenden galt – da verlor ich die Beherrschung. Ich hatte das Messer nur bei mir, weil ich zuvor Brot für die Reise geschnitten hatte, die ich fluchtbereit gepackt hatte, für den Fall, dass meine wahre Herkunft doch noch entdeckt würde. Ich weiß nicht mehr genau, was in diesem Moment geschah. Nur, dass ich danach mit blutigen Händen aus der Kapelle floh, und dass ich seither jede Nacht das Gesicht meines Vaters sehe, wenn ich die Augen schließe."

XI. Ein Geständnis am Mühlbach

Johann stand lange schweigend am Mühlrad, während das Wasser gleichmäßig weiterrauschte, gleichgültig gegenüber all dem Leid, das gerade vor ihm ausgebreitet lag.

"Ihr wisst", sagte er schließlich, "dass ich Euch dem Landesherrn übergeben muss. Ein Mord ist ein Mord, ganz gleich, wie sehr das Opfer ihn durch sein eigenes Leben verdient haben mag."

"Ich weiß", sagte Volkmar leise, ohne aufzublicken. "Ich habe es die ganze Zeit gewusst. Vielleicht habe ich sogar darauf gewartet, dass jemand kommt und mich findet, damit ich endlich aufhören kann, so zu tun, als könnte ich mit dieser Tat weiterleben wie zuvor."

"Eine Frage noch", sagte Johann. "Der Bauer Eberwin, der Schmied Hilbrand, der Wirt

Thankmar – sie alle hatten ebenfalls Grund, Lindener zu hassen. Habt Ihr mit einem von ihnen über Euer Vorhaben gesprochen?"

"Nein", sagte Volkmar entschieden. "Niemand wusste von meiner wahren Herkunft, niemand wusste, was ich vorhatte. Was auch immer diese Männer über Lindener dachten oder fühlten, es hatte nichts mit mir zu tun."

Johann nickte langsam, ein sonderbares Gemisch aus Erleichterung und Schwere in der Brust. Es war, wie so oft in seiner heimlichen Tätigkeit, kein Fall, bei dem er sich über die gelöste Wahrheit freuen konnte, sondern einer, der ihn mit einem schalen Gefühl zurückließ – die Gewissheit, dass mancher Mörder mehr Opfer war als Täter, auch wenn das Gesetz zwischen beidem keinen Unterschied kannte.

XII. Ein Nachspiel ohne rechten Trost



Man führte Volkmar Reinhusen, genannt Volkmar der Müller, unter dem gleichen Aufsehen des Dorfes ab, das man auch bei Notar Gerlachs Verhaftung erlebt hatte, nur dass diesmal, wie Johann mit einiger Verwunderung feststellte, kaum jemand im Dorf sich zu Häme oder Genugtuung hinreißen ließ. Stattdessen begleiteten viele den Müller mit gesenkten Blicken zum Wagen, und mehr als eine Frau wischte sich verstohlen eine Träne fort.

"Er war immer ein guter Nachbar", hörte Johann eine alte Frau murmeln. "Was auch immer er getan hat – Lindener hatte es sich redlich verdient."

Bauer Eberwin, dessen Angst vor der ungewissen Zukunft seiner Schulden sich als unbegründet erwies, da Lindeners Forderungen letztlich durch das Erzbistum verwaltet und, wie sich herausstellte, mit deutlich christlicherer Milde behandelt wurden, atmete sichtlich auf. Schmied Hilbrand hängte die alte Schuldurkunde seines Vaters zurück in die Truhe, wo sie, wie Johann vermutete, wohl noch viele weitere Jahre als bittere Erinnerung liegen bleiben würde. Und Thankmar, der Wirt, servierte an jenem Abend sein Bier mit einer Miene, die, zum ersten Mal seit Langem, tat-

sächlich einem Lächeln nahekam.

Johann selbst stand am Abend auf dem Söller unter der alten Linde, Sherlock treu an seiner Seite, und blickte hinunter zur Mühle, deren Rad sich, von niemandem mehr bedient, langsam zum Stillstand bewegte.

"Manchmal, mein Freund", sagte er zu seinem Hund, "wünschte ich, die Wahrheit wäre einfacher zu ertragen als die Lüge."

Sherlock legte seinen Kopf auf Johanns Fuß und seufzte, ein Laut, der mehr sagte als jedes menschliche Wort es vermocht hätte: *Manche Fälle, Herr, lösen sich, ohne dass irgendjemand am Ende wirklich gewinnt.*

Man erzählte sich noch lange im Tal von dem toten Kaufmann aus Köln und dem Müller, der sich als Rächer seines eigenen Vaters entpuppte – und noch länger davon, dass der Lowwerhannes, der komische Alte mit der albernen Halskrause, wieder einmal die Wahrheit gefunden hatte, wo sie am schwersten zu finden gewesen war: nicht im offensichtlichen Zorn der Nahestehenden, sondern in der stillen, sorgfältig verborgenen Vergangenheit eines Mannes, der zehn Jahre lang niemand anderes hatte sein wollen als ein einfacher, ehrlicher Müller.

****ENDE****

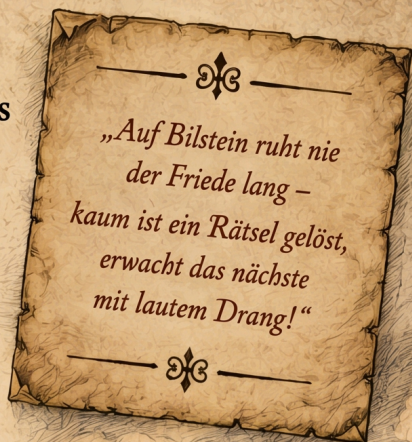
Der Tote in der Kapelle – Der zweite Fall des Lowwerhannes

Ein Kaufmann. Vier Menschen mit gutem Grund zum Hass. Und eine Wahrheit, die tiefer reicht als jeder Dorftratsch.

Als der Kölner Kaufmann Konrad Lindener tot in der Kapelle von Burg Bilstein aufgefunden wird, scheint der Fall zunächst klar: Wirt, Schmied und Bauer – sie alle hatten Rechnungen mit dem Toten offen.

Doch Johann von Bilstein, genannt der Lowwerhannes, ahnt bald, dass die wahre Antwort nicht im Zorn der Nächsten liegt, sondern in einer Vergangenheit, die zehn Jahre lang sorgfältig begraben wurde.

Mit Spürnase Sherlock an seiner Seite begibt sich Lowwi auf die Suche nach einem Mörder, der vielleicht mehr Opfer ist, als das Gesetz zugestehen mag.



Der dritte Fall des Lowwerhannes erscheint schon bald ... Diesmal führt Spur nicht ins Dorf, sondern die eigenen Gemäuer der Burg – seid gespannt!